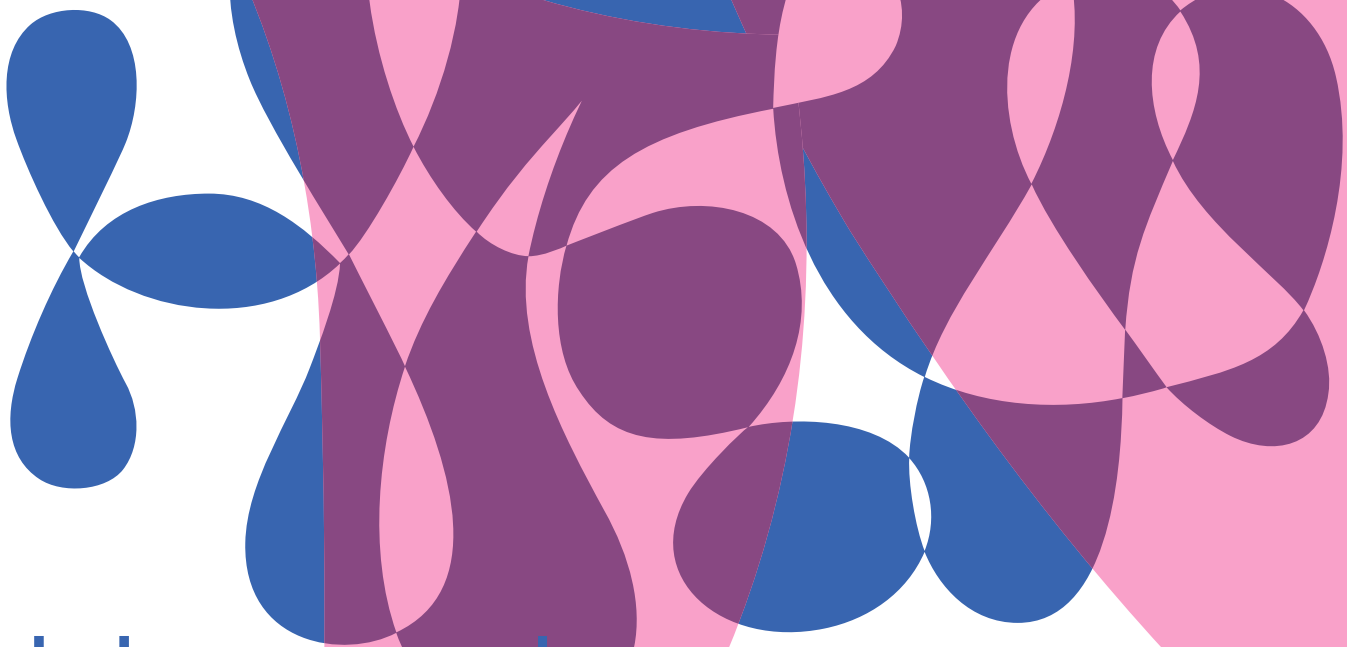


Internationaler Literaturpreis



Haus der
Kulturen der Welt

Shortlist
2026

Der Ausnahmezustand ist kein vorübergehendes Ereignis. Er ist die Regel menschlicher Existenz. Die sechs Titel der diesjährigen Shortlist erzählen sechs Mal von seinem Andauern: davon, wie Menschen aus unserer Gattung herausfallen, weil das Herausfallen aus unserer Gattung die Geschichte unserer Gattung ist.

Das Gewicht der anderen beschreibt das systematische Zugrunden in iranischen Gefängnissen; die Folter, die Massenhinrichtungen, das Register postrevolutionärer Angst. Bis nur ein Lachen bleibt, der archaische Reflex einer bedrängten Kreatur, wie die letzte Antwort auf alle Dinge. Und das Gerücht einer Person, die Jahrzehnte später die Reste ihres beschädigten Lebens rekonstruieren muss.

Keine Form genügt, um den Verlust des Zuhauses zu ertragen. Darum wählt der *Blutkreislauf* verschiedene Formen für sein Heimweh, für die Erprobung exilierten Sprechens. In diesem belarusischen Familienroman muss nach dem längsten Abschied auch das Gedicht aufgeben, was es einmal kannte; um sich als Brief wieder daran erinnern zu können.

Ein Krieg reduziert den Menschen auf seine elementarste Gestalt: auf die Immanenz des verwundeten Fleisches; auf seine körperlichen Funktionen; auf die Sinne, die der Protagonistin in *Eddos Goldenes Lächeln* während des Krieges im Süden Sudans noch geblieben sind. Und mit dem Geruchssinn, der ihre Sprache ersetzt, weil er keine Stimme braucht, muss sie in den Norden kommen.

Der brennende Garten erzählt vom Einbruch des Bürgerkrieges in Sri Lanka, wie von der Asche der Gewissheit in einer bruderlosen Nacht: nicht in der Sprache des Entsetzens, sondern in einer dokumentarischen Prosa, die die intensiven Bilder kennt. Jeder Körper ist hier nur ein Beweisstück für das Widerfahren: das wurde ihr angetan; das ist mit ihm dort geschehen.

Auch das Schicksal der Figuren in *Oroppa* ist die Konsequenz der politischen Verhältnisse, der sie ausgesetzt sind. Der Roman ist eine Exegese der Sehnsucht: die exzessive Geschichte eines Kontinents, der von den Schutzsuchenden, von den Entbehrlichen und den Fortgeworfenen erzählt, die bereits an den Rändern Europas stehen, oder an den nordafrikanischen Küsten immer noch darauf warten.

Die Aussiedlung handelt von der Deportation einer Mutter, die mit ihren Kindern vier Jahre in der ostrumänischen Steppe umherzieht, von den Erdlöchern, in denen sie schlafen, und den Knochen, die sie in kleinen Säckchen sammeln. Eine Geschichte von biblischem Ausmaß, mit angehaltenem Atem geschrieben; in Sätzen, die die menschliche Erlösungsbedürftigkeit reflektieren, und darum kein Ende finden.

Diese sechs Bücher werden im Folgenden vorgestellt. Durch ihre Übertragung ins Deutsche werden wir wieder daran erinnert, dass das Herausfallen aus unserer Gattung identisch mit dem Sturz in unsere Gattung ist. Und dass die prekäre Idee der Freiheit nur in der Abwesenheit von Freiheit ihre Würde und Bedeutung erhält.

– **Senthuran Varatharajah**

Die Jury



Jury 2026. Maha El Hissy, Cia Rinne, Melody Makeda Ledwon, Joy Denalane, Paula Fürstenberg, Hannes Langendörfer, Senthuran Varatharajah (v.l.n.r.). Foto: Hanna Wiedemann / HKW

JOY DENALANE ist Soul- und R&B-Sängerin. Sie wuchs als Tochter eines südafrikanischen Vaters und einer deutschen Mutter auf. Ihren Durchbruch hatte sie 1999 mit dem Duett *Mit Dir* mit der Band Freundeskreis. Mit ihrem Debütalbum *Mamani* (2002) verband sie Soul, R&B und südafrikanische Einflüsse mit deutschsprachigen Texten und prägte so ein neues Genre. Ihr Album *Let Yourself Be Loved* (2020) erschien auf Motown Records, damit wurde sie zur ersten deutschen Künstlerin auf diesem Label. Ihre Musik verbindet ihre kulturellen Wurzeln, Identität und gesellschaftliches Bewusstsein miteinander.

MAHA EL HISSY ist freie Literaturwissenschaftlerin, Kuratorin und Moderatorin. Sie pendelt zwischen Ländern und Kontinenten und lehrte Neuere deutsche Literatur in Kairo, München, London und New York. Als Kritikerin schreibt sie u.a. für *Berlin Review* und *Deutschlandfunk Kultur*. Sie ist Herausgeberin des Buches *Die ganze Geschichte fasse ich an der Hand. Literatur und Kunst zur Einwanderung ins Nachkriegsdeutschland* (2025). Außerdem ist sie Kuratorin der arabischsprachigen Podcast-Reihe *Ne7ki* (2025) und der Literaturreihe *Vorzeichen* (2024). El Hissy lebt und arbeitet in Berlin.

PAULA FÜRSTENBERG ist Schriftstellerin. Sie studierte am Schweizerischen Literaturinstitut und an der Humboldt-Universität. Ihr Debüt *Familie der geflügelten Tiger* erschien 2016 und wurde ins Französische übersetzt. 2024 folgte ihr zweiter Roman *Weltalltage*. Für ihre Arbeit wurde sie mit zahlreichen Stipendien ausgezeichnet, zuletzt von der Villa Aurora in Los Angeles und dem Deutschen Literaturfonds. Sie schreibt Prosa und Essays, darüber hinaus arbeitet sie als Kuratorin, Lehrende und Herausgeberin und ist Teil verschiedener künstlerischer Kollektive. Fürstenberg lebt und arbeitet in Berlin.

HANNES LANGENDÖRFER ist Literaturübersetzer und Moderator. Er übersetzt Belletristik, Lyrik und Theater und hat unter anderem Werke von Madame Nielsen, Søren Ulrik Thomsen und Stine Pilgaard ins Deutsche übertragen. 2022 und 2023 war er Mitglied der Jury des REBEKKA-Übersetzerpreises. Langendörfer lebt und arbeitet in Berlin.

MELODY MAKEDA LEDWON ist Übersetzerin, Dolmetscherin und Lektorin. Sie übersetzt ins Deutsche und Englische und veröffentlichte die Co-Übersetzungen *Vierhundert Seelen: Die Geschichte des Afrikanischen Amerika 1619–2019* (2024) und *Angela Y. Davis: Eine Autobiographie* (2023). Für ihre Übersetzung von Simoné Goldschmidt-Lechners Roman *Messer, Zungen* (2022) erhielt sie 2025 das Words Without Borders Momentum Stipendium; Auszüge aus dieser Übersetzung erschienen in *World Literature Today* und *The Common*. Ledwon ist Fiction Editor beim Literatur- und Kunstmagazin *SAND* und lebt und arbeitet in Berlin.

CIA RINNE ist Dichterin und Künstlerin. Sie studierte Philosophie und Sprachen in Frankfurt, Helsinki und Athen und ist Autorin konkreter, minimalistischer und mehrsprachiger Poesie wie *sentences* (2019) und *l'usage du mot* (2017), sowie von Libretti wie *Wasting my Grammar* (2024) für das Ensemble Neue Vocalsolisten. Ihre Arbeiten wurden international in Galerien und Museen ausgestellt, zuletzt 2025 im Rauma Art Museum und 2024 in der Marabouparken konsthall in Stockholm. Ihr Werk wurde mit dem Prix littéraire Bernard Heidsieck-Centre Pompidou ausgezeichnet. Sie ist 2026 Fleck-Stipendiatin am Banff Centre for Arts and Creativity. Rinne lebt und arbeitet in Berlin.

SENTHURAN VARATHARAJAH studierte Philosophie, evangelische Theologie und vergleichende Religions- und Kulturwissenschaft in Marburg, Berlin und London. 2016 erschien sein erster Roman *Vor der Zunahme der Zeichen*. Sein zweiter Roman *Rot (Hunger)* wurde 2022 veröffentlicht. Varatharajahs Romane erschienen im S. Fischer Verlag und wurden vielfach ausgezeichnet. Er lebt in Berlin.

Blutkreislauf

Julia
Cimafiejeva

Aus dem
Belarusischen von
Tina Wünschmann

Юля
Мінск — Цуг, Швейцарыя, 2023

Ты здрадніца
— кажа мне горад, —
нічога табе не аддам:
ні прыпухлых вачэй фіялак,
ні апошніх пацалункаў
пастарэлай кошкі, ні тваіх
ненапісаных тут кніг.

Усё застанецца са мной
у гэтай маленькай кватэры
ў гэтым зялёным раёне,
дзе п'яныя песні суседзяў
б'юцца аб сцены
і дзвынкаюць асколкамі
па дварах —
іх я таксама табе не аддам.

Шосты Куленепрабівальны завулак,
Сёмы Куленепрабівальны завулак,
Восьмы Куленепрабівальны завулак —
вы частавалі яе малінавай меланхоліяй
і цягучай тугой, а яна ўсё роўна
пайшла. Яна нас пакінула

ў спакоі. І вішні не перадумалі цвісці,
і грушы не здзічэлі. І шырокія
рэчышчы праспектаў не перасохлі.

Ты магла б па калена ісці
ў іхнім кіпучым шуме,
але назвы вуліц
вылятаюць у цябе з галавы
і забываюць дарогу назад.

Stoyanka, Remont Obuvi,
Bureniye Skvazhin,
на Першы, Другі і Трэці
Радыеактыўныя завулки
разлічыцца!

Ты пайшла,
ты забрала з сабой
толькі белае радые памяці.
І няхай у навушніках
няўцешна выюць старыя хіты,
гэтая музыка больш не твая.

JULIA
Zug, Schweiz, 2023

Du Verräterin,
sagt Minsk zu mir,
nichts gebe ich dir zurück:
Nicht die verweinten Augen der Veilchen,
nicht die letzten Küsse
der alten Katze, nicht deine
ungeschriebenen Bücher.

Alles bleibt bei mir
in dieser kleinen Wohnung
in diesem grünen Viertel,
wo die trunkenen Lieder der Nachbarn
an die Wände pochen
und in Splittern hinunterklirren
in die Höfe –
auch sie gebe ich dir nicht zurück.

Sechste Kugelsichere Gasse,
Siebte Kugelsichere Gasse,
Achte Kugelsichere Gasse –
ihr gabt ihr Himbeermelancholie
und klebrige Sehnsucht, doch sie
ging trotzdem. Ließ uns zurück

in Frieden. Die Kirschen blühten trotzdem weiter,
die Birnbäume verwilderten nicht. Und auch die breiten
Flussläufe der Boulevards trockneten nicht aus.

Knietief hättest du
gehen können in ihrem brodelnden Lärm,
aber nun fliegen die Straßennamen
aus deinem Kopf
und vergessen den Weg zurück.

Stoyanka, Remont Obuvi,
Bureniye Skvazhin,
Radioaktive Gassen
Nummer Eins, Zwei, Drei –
Abzählen!

Du bist gegangen
und nahmst nur
das weiße Radio Gedächtnis mit.
Auch wenn in deinen Kopfhörern
die alten Hits noch trostlos jammern,

auch sie gehören dir nicht mehr.

S. 16–17

JULIA UND ŠURA
Dorf K., Belarus –
Guelph, Kanada, 1993

ich drehe mit dem finger
eins fünf eins neun
lasse los
laut dreht es zurück
acht zwei

es ist nur ein spiel
ich vergesse
was ich tue und warum
reihe ziffern
auf die schnur der kindlichen neugier
fünf sieben drei

doch auf der anderen seite
ergreift jemand die schnur

Hällou! – rufe ich
in den hörer
den mir das furchtsame herz
fast aus der hand reißt

Isit Aliaksandra?...
Yes, and who is calling?

ich habe das jenseits angerufen!

ich bin elf
sie einundsiebzig
über den atlantik hinweg
umarmen wir uns
mit unbekanntem stimmen

S. 68–69

JULIA
Švakšty, Belarus, 2003

hinter dem dorffriedhof
auf einem gummiboot
in der gesellschaft von jungs
unter der dünnen sternendecke
zu schlafen
ist nur in der ersten nacht peinlich

*Julka, du bist doch eigentlich
ganz normal,
wieso willst du mit uns
abhängen?*

*Wenn ich mal Schriftstellerin bin,
werde ich über euch schreiben.*

S. 80

*immer fremd sein
auf jedem zweig
auf dem du
landest zur nacht
in jeder sprache
die du trinkst
zur verständigung*

*nirgends dazugehören
zum eigenen körper nicht
zum land der großmütter nicht
zum septemberhimmel nicht
der beißend riecht
nach staub und asche*

du verlorene tochter


*hast du erst einmal
das haus verlassen
bist losgezogen
die angst wie ein brot
am busen versteckt
wirst du sie stück um stück
zerbröseln
vorangehen
zurückschauen
nie vergessen
woher du kommst
und was du gesehen hast
jenseits des horizonts
niemand schlachtet dir ein lamm
niemand ein huhn
niemand wird dich
in die besten gewänder
kleiden*

*geh dahin
woher du gekommen bist
selbst wenn das
hier ist
geh*

geh weg

S. 97–98

Cimafiejeva/Wünschmann: *Blutkreislauf*,
Berlin: Edition.fotoTAPETA, 2025,
S. 16–17, S. 68–69, S. 80, S. 97–98.



JULIA CIMAFIEJEVA, geboren 1982 in der Nähe von Brahin in Belarus, ist Dichterin und Übersetzerin. Bisher sind mehrere Gedichtsammlungen, ein Tagebuch über den Aufstand in Minsk sowie Bücher mit Fotos und Collagen erschienen. Sie wurde ins Polnische, Englische, Deutsche, Niederländische und Schwedische übersetzt. In der edition. fotoTAPETA wurden ihre Lyriksammlungen *Zirkus* und *Der Angststein* sowie *Minsk. Tagebuch* veröffentlicht. Seit 2020 lebt sie an verschiedenen Orten im Exil, zuletzt als DAAD-Stipendiatin in Berlin.

TINA WÜNSCHMANN, 1980 in Freital geboren, ist Slavistin und Übersetzerin aus dem Belarusischen, Polnischen und Russischen. In der edition. fotoTAPETA erschienen von ihr übersetzt u. a. Lyrik von Julia Cimafiejeva und Essays von Alhierd Bacharevič und Tania Arcimovich. Sie lebt und arbeitet bei Dresden.

„ich flechte meine geschichte aus lumpen, / aus lappen, aus fetzen, aus schiefen erinnerungsflicken“ – Julia Cimafiejevas im Exil entstandener Gedichtzyklus ist ein formal offenes Erinnerungsprojekt, das ihre belarusische Familiengeschichte nachzeichnet, die sich von Belarus bis nach Westeuropa und Kanada und über ein ganzes Jahrhundert hinweg erstreckt. Cimafiejeva bedient sich verschiedener Genres wie Briefe, Fotografien, Fragebögen und prosalyrischer Fragmente, um Erfahrungen von Zwangsarbeit, Vertreibung, der Tschernobyl-Katastrophe sowie ihrer eigenen Exilstationen und sprachlichen Entwurzelung zu verhandeln. Die Risse der Geschichte stopft sie mit „der Nadel des Gedichts“, fädelt die Wege immer wieder neu ein und verwebt Orte und Zeiten miteinander. Mag das Gedächtnis noch so „abgetragen, zerfetzt und verblichen“ sein – mit *Blutkreislauf* hinterfragt die belarusische Lyrikerin individuelle und kollektive Erinnerung des 20. Jahrhunderts und setzt ein vielstimmiges Zeichen gegen das Vergessen, feinsinnig und präzise übersetzt von Tina Wünschmann.

– **Cia Rinne**

Oropppa

Safae el

Khannoussi

Aus dem

Niederländischen

von Stefanie Ochel

Slaoui is in Amsterdam gestrand omdat deze stad hem onaangeroerd laat. Hij associeert het noorden van Europa met het purgatorium – ergens tussen hemel en aarde in, tussen paradijs en hel. Een morbide rustoord. Voor hem wordt het land bewoond door bejaarden, geregeerd door goddelozen, en zijn de nationale producten drugs, hoeren en flikkers. Hij kan zich verzoenen met deze plek omdat zijn verblijf van temporele aard is. Maar vooral omdat hij met rust gelaten wordt.

Wanneer hij, getergd door een of andere droom, ontwaakt, is het de grijze stilte die hem troost en weer in slaap wiegt. Het is de onbeladen kalmte, de stedelijke afstandelijkheid. De klok tikt en de brieven ritselen de bussen in.

Slaoui ist in Amsterdam gestrandet, weil diese Stadt ihn kaltlässt. Den Norden Europas assoziiert er mit dem Fegefeuer – etwas zwischen Himmel und Erde, zwischen Hölle und Paradies. Ein makabres Sanatorium. Wenn man ihn fragt, wird das Land von Alten bewohnt, von Gottlosen regiert, und die nationalen Erzeugnisse beschränken sich auf Drogen, Huren und Schwule. Er kann sich mit diesem Ort versöhnen, weil sein Aufenthalt hier vorübergehend ist. Aber vor allem, weil man ihn in Frieden lässt.

Wenn er nachts von irgendeinem Traum gepeinigt aufschreckt, ist es die graue Stille, die ihn tröstet und wieder in den Schlaf wiegt. Es ist die unbeschwerte Ruhe, die Reserviertheit der Stadt. Die Uhr tickt und die Briefe rieseln durch den Schlitz.

Von seiner Wohnung aus blickt er auf die Rückseite der malerischen Centraal Station, auf die Stahlbögen, die sich aus dem grauen Fluss erheben. Die Sonne scheint schon seit vier Tagen in Folge. Langsam hat er das Trinken auf dem Balkon satt. Er ist rastlos. Etwas juckt ihn, seine Gedanken schweifen auf die andere Seite des IJ. Er will raus, er will Menschen treffen, mit ihnen ins Gespräch kommen. Er will sie verfolgen und mit ihnen ins Bett. Er zieht sich um, trimmt sich den Bart, kämmt sich. Er betrachtet sich im Spiegel, aber weicht seinem eigenen Blick aus. Ein Satz fällt ihm ein, den ein Mann im Fernsehen oder auf der Straße mal gesagt hat: „Jeden Tag sehe ich beim Blick in den Spiegel den Tod am Werk.“ Aber Yousef Slaoui fürchtet nicht den Tod. Eher die Überreste seines früheren Ichs.

Er zieht sich wieder aus. Macht die Vorhänge zu, dreht die Musik auf volle Lautstärke und tanzt in Unterhose durch die Wohnung. Er stößt sich an den Möbeln, torkelt hin und her, seine Schritte geraten aus dem Takt – eigentlich ist das auch gar nicht seine Musik. Er ist der Antitänzer, der Ungehorsam in Person. Er zieht sich wieder an, außer Atem. Bloß raus, denkt er. Aber wohin? Bei Jamila kann er sich nicht mehr blicken lassen. Es würde nicht gut ausgehen.

Als er schließlich draußen steht, ist es unerwartet frisch. Trotzdem zögert er keinen Moment und läuft los. Auf der Fähre schämt er sich plötzlich. Er hat Angst, dass man ihm ansieht, wie viel er getrunken hat. Er versucht, es zu überspielen, indem er sich lässig auf die Reling stützt und aufs Wasser blickt. Als er am Nieuwmarkt ankommt, setzt er sich in ein Straßencafé und pfeift sich ein Bier nach dem anderen rein. Er trinkt sich Mut an, ohne zu wissen, wofür. Wut steigt in ihm auf, schlägt in Verzweiflung um. Er läuft mit strammen Schritten Richtung Zeedijk. Eine fröhliche Truppe zieht an ihm vorbei, verstummt abrupt. Da erst wird ihm klar, dass er sie gerade beschimpft. Seine Wut wird davon nur größer. Er hat das Gefühl, in Flammen zu stehen. Er sagt nichts mehr, stolpert auf gut Glück mit gesenktem Blick durch die Straßen. Er vergisst, auf den Verkehr zu achten, läuft einer Frau vors Fahrrad, die stürzt, aber so baff ist, dass sie wortlos wieder aufsteigt und weiterfährt. Die Welt dreht sich, gefriert, packt ihn beim Schlafittchen, schubst ihn auf den Bürgersteig und stellt ihn aufrecht wieder hin.

In einer Pfütze aus Pisse wacht er auf. Zum Glück in seinem eigenen Bett. Er duscht, schläft den Rest des Tags auf dem Sofa. Gegen vier wird er wieder wach. Er zittert am ganzen Leib, muss sich übergeben. Als er von der Toilette zurückkommt, entdeckt er den Schweißfleck, der sich über das gesamte Sofapolster ausgebreitet hat. Er lässt kaltes Wasser in die Badewanne, schleppt in der Zwischenzeit die Matratze auf den Balkon, guckt, ob auch niemand unten langgeht, und wirft sie aus dem vierten Stock. Danach schleift er auch das Sofa auf den Balkon und öffnet die Fenster sperrangelweit. Er zieht sich aus, steigt ächzend in das eiskalte Wasser, erst mit dem einen Bein, dann mit dem anderen, und lässt sich langsam sacken.

Ein paar Wochen nach seinem Absturz ins Delirium bekommt er plötzlich stechende Bauchschmerzen. Anfangs nur nachts, aber schon bald machen sie ihm den ganzen Tag zu schaffen. Sein Urin riecht so streng, dass er sich morgens beim Pinkeln die Nase zuhält. Seine Hausärztin überweist ihn ins Krankenhaus. Im Labor gibt er seine Urinprobe bei einem Pfleger ab, der ihn bittet, im Warteraum Platz zu nehmen. Dort blättert er Broschüren durch: eine über Fußpilz, eine über Depression, eine über Migräne. Er legt sie auf dem Tisch nebeneinander, als suche er die Verbindung zwischen den dreien. Als er aufgerufen wird, steckt er die Broschüren achtlos ein. Ihm wird Blut abgenommen. Die Krankenpflegerin, die ihm die Nadel in die Vene sticht, fragt, ob er Blut sehen kann. Eigentlich nicht, sagt er, aber er guckt trotzdem weiter zu, wie die Röhren volllaufen, denkt an ein Schwimmbecken voll überschüssigem Menschenblut, ringsum die Pfleger beim Sonnenbaden.

Auf dem Nachhauseweg kauft er Schmerzmittel, zwei Flaschen Duschgel, Shampoo und eine Extratube Zahnpasta. Nach der Verwüstung, die er vor ein paar Wochen angefrachtet hat, ist er fest entschlossen, von der Sucht loszukommen.

Doch es fällt ihm schwerer als erwartet: In den ersten Tagen schwitzt er, als hätten sich seine Poren in undichte Wasserhähne verwandelt, ihm ist übel, er zittert den ganzen Tag, hat abwechselnd Hitzewallungen und Schüttelfrost, und alles begleitet von unkontrollierbaren Zuckungen. Gegen den Tumult in Kopf und Eingeweiden kettet er sich an eine eiserne Routine. Jeden Morgen steht er um fünf nach fünf auf. Er duscht, brät sich

seine Spiegeleier und sieht mit halbem Auge fern. Die klaffende Leere, die der Alkohol hinterlassen hat, füllt er mit stundenlangem Surfen im Internet. Er versinkt in Chaos und Elend. Er verzweifelt. So lange hat sich sein Leben um Alkohol und die Aussicht auf den erlösenden Schluck gedreht, dass er jetzt das Gefühl hat, im luftleeren Raum zu schweben. Tagsüber tigert er unruhig zwischen Balkon und Wohnzimmer hin und her. Das Sonnenlicht drängt sich in sein Dasein, das Glitzern des IJ wird so unerträglich, dass er alle Vorhänge zuzieht. Die Tage dehnen sich aus, das Rumoren der Stadt schwillt immer weiter an und lässt ihn nachts nicht schlafen.

Jede Ablenkung erinnert ihn nur an seinen unstillbaren Durst.


Entgegen seinen Erwartungen werden seine Träume mit der Zeit nicht ruhiger, sondern immer wüster und beängstigender. Sie beginnen jede Nacht gleich: Er läuft durch ein Labyrinth aus Gängen, Türen schwingen auf und zu, dann betritt er einen Raum und stürzt in eine Zentrifuge aus Schemen, Erinnerungen und lauter mordlüsternen Gestalten. Einmal träumt er vom Dorf seiner Kindheit, er sieht eine Menschenmenge um einen Brunnen, jemand ruft, ein Kind sei hineingefallen. Das Kind ist er selbst. Er ruft ihnen zu, dass sie ihm ein verdammtes Seil runterlassen sollen, dann wird er unruhig und bekommt Durst. Er klatscht mit dem Gesicht ins Wasser, trinkt einen Schluck: Es ist kein Wasser, sondern Wein, er schwimmt im Wein, er hat davon getrunken. Dann werden ihm die Gliedmaßen schwer, er kann plötzlich nicht mehr schwimmen, spürt, wie der Alkohol ihn träge macht, ihn nach unten zieht.

Slaoui schreckt nassgeschwitzt hoch, geweckt von den ersten Tropfen, die sich den Weg aus seiner Harnröhre bahnen. Er rennt fluchend ins Bad, wo er unter Ächzen seine Blase entleert. Als er auf die Uhr blickt, ist es fünf nach fünf.

El Khannoussi/Ochel: *Oroppa*, München: Carl Hanser Verlag, 2026, S. 138–142.

SAFAE EL KHANNOUSSI, 1994 in Tanger geboren, kam mit vier Jahren nach Amsterdam, wo sie heute lebt. El Khannoussi ist Schriftstellerin und Dozentin für politische Philosophie. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit stehen Themen wie Exil, Flucht und die paradoxe Existenz von Migrant*innen. Ihr Debütroman *Oroppa* erschien im Original 2024. Ende 2024 wurde Safae el Khannoussi von der Tageszeitung *de Volkskrant* als literarisches Talent des Jahres 2025 ausgezeichnet und *Oroppa* von Het Parool zum besten Buch des Jahres 2024 gekürt. 2025 wurde der Roman mit dem De Boon Prijs und dem Libris Prijs ausgezeichnet, der jährlich für den besten niederländischen Roman verliehen wird.

STEFANIE OCHEL, geboren 1980 in Bonn, studierte Linguistik, Anglistik und Germanistik und arbeitete anschließend mehrere Jahre als Dozentin für Deutsche Sprache und Übersetzen, unter anderem an der University of Oxford. Sie übersetzt Literatur aus dem Englischen und Niederländischen, zuletzt Romane von Valentijn Hoogenkamp, Lieke Marsman, Tomi Obaro, Nina Polak und Angelo Tijssens. Sie lebt nach Aufhalten in Finnland und England heute in Berlin.



„Nirgends in den geordneten, staubfreien Archiven der europäischen Erinnerung fand man einen Verweis auf diesen wundersamen Ort, der seit Jahren Gegenstand ominöser Anspielungen und nervenzerfetzender Anekdoten war“, heißt es in Safae el Khannoussis *Oroppa*. Der Roman spinnt ein Geflecht aus Figuren und Schauplätzen, in dem sich die Wege von Tätern und Opfern kreuzen. Von Amsterdam über Paris bis nach Tunis und Casablanca reichen diese Wege bis in die postkoloniale Ära der „bleiernen Jahre“ Marokkos zurück. Die Übersetzung von Stefanie Ochel bringt diese Erzählräume mühelos zum Klingen. *Oroppa* entzieht sich dabei der Logik des klassischen Erzählens – und bezieht genau daraus seine Wirkung. „Es wäre schade, heutzutage einen Roman zu schreiben und sich dabei der Tyrannei eines Plots zu beugen“, schreibt die Autorin in einem Brief und schafft mit ihrem Roman eine Erzählung für Entrechtete, an die sonst auf beiden Seiten des Mittelmeers nicht erinnert werden würde.

– **Maha El Hissy**



Eddos goldenes
Lächeln

Stella
Gaitano

Aus dem Arabischen
von Larissa Bender

ودون أي كلمة، أطبقت على يده وسحبته خارج الكنيسة كانت
الأمطار على وشك الهطول، تجرّدت من ملابسها وتجاسدا حتى
تسرّب ضوء الشمس عبر الكوة معلنة وقت الغروب.
عندما دفعت الباب وجدته مغلقاً بفرع من شجرة شوكية
عظيمة وقبر أمّها في الفناء أمام الباب ضخماً كهضبة نمت بشكل
مفاجئ، تتوسط القبور الصغيرة لإخوتها، ولا أحد حولها كان الكلّ
في ساحة الرقص الكبرى لإقامة مأتم يليق بامرأة مثل أمّها، سمعت
دقات الطبول والرقص الحزين الهادي والأغنيات التي تمجّد الموت
وتعاتبه في نفس الوقت على خطف الأحباب وتؤكد ضالة الإنسان
أمامه.

Wortlos gab sie ihm die Hand und zog ihn aus der Kirche bis zu ihrer Hütte. Es war kurz davor zu regnen, sie entledigte sich ihrer Kleider, dann lagen sie dicht beieinander, bis das Sonnenlicht durch die Luke drang und den Sonnenaufgang ankündigte.

Als sie die Tür aufstoßen wollte, war diese mit dem Ast eines riesigen Dornenbaums verschlossen, das Grab ihrer Mutter im Hof vor der Tür erhob sich wie ein Hügel, der ganz plötzlich in die Höhe geschossen war, und lag in der Mitte der kleinen Gräber ihrer Geschwister. Aber niemand war da, alle befanden sich auf dem großen Tanzplatz, um eine Trauerfeier auszurichten, die einer Frau wie ihrer Mutter würdig war. Sie hörte das Schlagen der Trommeln, den traurigen stillen Tanz und die Lieder, die den Tod rühmen und gleichzeitig tadeln, weil er die Lieben raubt, und die die Machtlosigkeit des Menschen angesichts des Todes attestieren. Der junge Mann umschlang sie von hinten, sie weinten beide still, dann sagte er:

„Diesen Dornenbaumast haben meine Freunde dort hingelegt, damit niemand hereinkommt und wehklagt.“

Sie band sich eine gegerbte Haut um die Hüfte, rieb sich mit kalter Asche von der Feuerstelle ein, schob den Dornenbaumast von der Tür und sagte:

„Es gibt keinen Grund, die Tür einer Familie mit einem Ast zu verschließen, denn ich bin noch immer hier und du natürlich auch. Wir werden all diese toten Kinder wieder zum Leben erwecken und erneut atmen lassen.“

Wie ein Stein, der genau weiß, wohin er geschleudert wurde, stürmte sie auf den Tanzplatz, mit vorgereckter Brust, die von einer dünnen Schicht Asche bedeckt war, und nahm das Todeslied aus ihrer Mitte auf:

„Youuu youuu youuu ayyy
Iroghoyeh yo yooooo ...“

Die Männer drehten sich mit langen Speeren in der Hand wie ein Kreisel schnell um die Trommeln. Ein Furcht erregender Wald von Speeren verschloss die Himmelskuppel und drehte sich, die Stimmen der Männer donnerten, wurden von den traurigen Stimmen der Frauen durchdrungen, schwankten zwischen Gebrüll und Sehnsucht hin und her. Mit stockendem Atem sah sie ihre Mutter in der Menge, gekleidet in ihren Sarg, sie lächelte durch die Scheibe und winkte ihr zu. Ihre Augen quollen hervor, sie übergab sich, aber sie tanzte weiter und weiter, drehte und drehte sich, hüpfte und sprang, die Brüste fest und prall nach vorne gestreckt. Die Arme hatte sie gebogen wie ein Vogel, der fliegen will. Sie sprang in die Höhe, aber die Füße blieben am Boden haften. Es war ein Krüchen zum Rhythmus, der jedes Glied des Körpers auf seine Weise weinen ließ, um die Trauer abzuschütteln.

Jeder Sprung dieses Todestanzes galt der Würdigung einer Frau, die den Tod in aller Heftigkeit bekämpft hatte, bis sie ihn glücklich angenommen und in Frieden akzeptiert hatte. Lucy weinte, ihre Tränen wollten nicht aufhören zu fließen. Immer wenn sie sich an die Stimme ihrer Mutter erinnerte, an ihre Persönlichkeit, ihre heimlichen

Ansichten über dies und das ... sang sie ihre Lieblingslieder.

Die Trauerfeier der Dorfbewohner dauerte drei Nächte, dann, in der letzten Nacht, verwandelte sie sich in ein Fest, und alle hatten das Gefühl, ihre Seelen seien leicht geworden, nachdem sie die Trauer durch Tanz und Gesang vertieften hatten.

Aus dem Himmel prasselte der Regen und wusch die Tränen, die Asche und die Erde von ihnen ab, die Kälte drang ihnen in die Knochen, aber alle spürten eine Wärme von der Erde aufsteigen und sich ganz langsam ausbreiten wie eine Luftspiegelung. Das ganze Dorf schlief auf dem Tanzplatz, nur Lucy und Marco tanzten ihren eigenen Tanz hinter der verschlossenen Tür. Alle träumten von Maria Eddo, die ihren Sarg angezogen hatte, winkte und dann in der Sonnenscheibe verschwand, die sich wie eine Luke im Himmel geöffnet hatte. Dann schickte sie sich an, zahlreiche Kinder hinunterzuwerfen, die wie Flaum zu Boden fielen.

Im Morgengrauen war das Grab feucht und kalt, was das Einebnen erleichterte. Aus Trauer über Maria Eddo schnitt eine alte Großmutter, eine Verwandte ersten Grades der Toten, Lucy die Haare ab. Kurze Zeit später kam Marco und setzte sich respektvoll hinzu, um sich gleichfalls die Haare aus Trauer über seine Schwiegermutter schneiden zu lassen. Dann waren alle Mädchen mit Namen Lucy-Irfinu an der Reihe, und so scherten die Großmütter viele Köpfe, bis gegen Mittag überall Haare herumflogen. Noch Tage später fand man Haarsträhnen im Essen und in Getränken schwimmen.

Als den Dorfbewohnern die Sache zu viel wurde, fegten die Jungen die Haare zusammen und verbrannten sie in der Nähe des Dschungels, sodass die Luft angefüllt war vom Gestank verbrannten Haars. Die Trauerfeier aber endete mit einem Festmahl wie bei einer Hochzeit.

Dann kam der Priester, und es wurde ein Grab aus roten gebrannten Ziegeln in Form eines großen Kreuzes errichtet. Das Grab wurde mit Zement geglättet und darauf mit einem trockenen Baumzweig geschrieben: Die liebe heilige Mutter Maria Eddo.

Das Grab der Heiligen Maria Eddo entwickelte sich zu einem Wahrzeichen inmitten des Dorfes. Die Kinder spielten dort, die Schafe sprangen darum herum, und die Frauen legten Maiskolben und Gemüse zum Trocknen darauf. Manchmal saßen Mädchen und Jungen in Mondnächten auf dem Grab, flirteten miteinander und vereinbarten, als Ankündigung für ihre Verlobung, der dann die Heirat folgen würde, zu fliehen.

Als Lucy heiratete, waren nach dem Tod ihrer Mutter drei Monde vergangen. Das ganze Dorf wusste mittlerweile, dass sie als Zeichen ihrer Verlobung geflohen war und mit Marco geschlafen hatte, während der Leichnam ihrer Mutter noch warm und wie schlummernd auf dem Gestell vor dem Kirchengebäude gelegen hatte. Aber die Leute im Dorf drückten aus Liebe zu ihr beide Augen zu. Niemand konnte in jener Nacht Lucys Trauer lindern, aber insgeheim freuten sie sich und beneideten Marco dafür, dass nur er allein sie auf eine Weise trösten konnte, die sie selbst gewählt hatte. Viele wussten, dass Lucy besondere Momente hatte,

in denen sie seltsam war, und dass sie die Schutzmacht eines echten Verrückten genoss, der die Menschen mitunter daran hinderte, sie zu hinterfragen und zu kritisieren.

Allmählich rundete sich auch ihr Bauch. Weil sie ihrer aller Tochter war, hielt Marco beim ganzen Dorf um ihre Hand an. Ihrer Mutter Rebecca übergab er zwei Ziegen als Entschädigung, weil sie sie gestillt hatte, und allen anderen Frauen im Dorf eine Ziege, weil sie sich um sie gekümmert und sie beschützt und erzogen hatten.

Gaitano/Bender: *Eddos goldenes Lächeln*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2026, S. 39–43.

Eddos goldenes Lächeln ist ein vielschichtiges, feministisches Porträt von (Über)Leben und Tod in komplexen Familienkonstellationen. Pointiert skizziert der Generationenroman die Verflechtungen von Bürgerkrieg, Flucht, Militärdiktatur und Kolonialismus – durch europäische Christen ebenso wie durch nordsudanesischen arabischen Muslime – und legt deren Folgen insbesondere für südsudanesischen Frauen offen. Gaitano entwirft eine prägnante Auseinandersetzung mit Mutterschaft zwischen Fürsorge, Verlust und Unruhe; durch ihre Figuren befragt sie dabei auch kritisch patriarchale Vorstellungen davon. So erscheint weibliche Lust als eigenständig, gelöst von ihrer Bindung an Reproduktion. Der Fokus auf Gerüche verleiht dem Text eine eindringliche poetische Sprache, in der sich eine sinnliche Wahrnehmung ausbildet. Geprägt von südsudanesischen mündlichen Erzähltraditionen, verbindet Gaitano auf virtuose Weise Realismus und Mythos. Die deutsche Übersetzung setzt diese Erzählweise überzeugend um und bringt insbesondere ihren Rhythmus und Klang zur Geltung. Der Roman entfaltet so eine eindrucksvolle Polyphonie unterschiedlicher nord- und südsudanesischer Erzähl- und Schreibweisen, die auch eindrücklich zeigt, wie Flucht- und Gewalterfahrungen Sprache verändern.

– **Melody Makeda Ledwon**

STELLA GAITANO, geboren 1979 in Khartoum, ist Schriftstellerin und Menschenrechtsaktivistin. Sie begann früh mit dem Schreiben und publizierte Kurzgeschichten auf Arabisch. Ihr Debütroman *Eddos goldenes Lächeln* (2018) war der erste südsudanesischen Roman, der mit einem PEN Translates Award ausgezeichnet wurde. Gaitanos Literatur kreist um Krieg, Vertreibung und Identität. Seit 2022 lebt sie im Exil in Deutschland.

LARISSA BENDER, geboren 1958 in Köln, arbeitet als Arabischübersetzerin, Arabischdozentin und Journalistin. Sie hat zwei Anthologien über Politik und Kultur in Syrien herausgegeben, wo sie mehrere Jahre verbracht hat. 2025 wurde sie für ihre Übersetzung des Romans *Das Schneckenhaus* des syrischen Autors Mustafa Khalifa mit dem Scheich-Hamad-Preis für Übersetzung und internationale Verständigung ausgezeichnet.

Der brennende Garten

V. V.

Ganeshanathan

Aus dem
Englischen

von Sophie Zeitz

One Saturday morning, a few months into 1984, I woke up and our house was quieter than usual. Somehow it was also colder. I shivered. Sun filtered through the windows of my room, but my limbs felt stiff. I ached. When I looked in Amma's room, she was still sleeping, splayed across the bed as if to take up all of her space and also Appa's. He had left two nights earlier for his latest posting. Her long, thick braid lay across her pillow, and she looked so tired I couldn't bear to wake her up. It was late. If I let her rest, I would have to get breakfast for Seelan and Dayalan and Aran before they went about their respective days. Forcing myself to move past my own fatigue, I hurried down the hall to start the kitchen stove and, once I had put the tea on, went to get them.

IM FRÜHSOMMER 1984 wachte ich eines Samstagmorgens auf, und es war ungewöhnlich still im Haus. Irgendwie fühlte es sich auch kühler an. Ich schauderte. Durchs Fenster sickerte die Morgensonne, aber meine Glieder waren steif. Mir tat alles weh. Als ich nach Amma sah, schlief sie noch, quer über das Bett ausgestreckt, als beanspruchte sie nicht nur ihre, sondern auch Appas Seite. Er war vor zwei Tagen an seinen neuesten Posten zurückgekehrt. Ammas langer, schwerer Zopf lag auf dem Kissen, und sie sah so erschöpft aus, dass ich es nicht übers Herz brachte, sie aufzuwecken. Doch es war schon spät. Wenn ich Amma schlafen ließ, musste ich für Seelan, Dayalan und Aran Frühstück machen, bevor sie ihr Tagewerk begannen. Ich zwang mich, meine eigene Müdigkeit abzuschütteln, lief in die Küche, um den Herd anzufeuern, und als ich Teewasser aufgesetzt hatte, ging ich meine Brüder holen.

Seit Niranjans Tod waren Dayalan und Seelan unzertrennlich. Sie schliefen und aßen und lernten zusammen, der eine leise, der andere laut, der eine voller Zweifel, der andere von Tag zu Tag sturer. Aran hielt sich abseits von ihnen; meistens schlief er auf einer Schilfrohrmatte im Innenhof. Er mochte die frische Luft auf der Haut, behauptete er, wenn wir ihn hereinholen wollten, aber wir wussten, dass er nicht mehr in dem Zimmer schlafen wollte, das

früher Niranjan gehört hatte. An diesem Morgen wirkte er noch jünger im Schlaf, noch sanfter und unschuldiger, weniger misstrauisch, mehr wie das Kind, das er früher gewesen war. Und so brachte ich es auch nicht übers Herz, ihn zu wecken. Schließlich ging ich zu Dayalans und Seelans Zimmer, aber als ich die Tür öffnete, waren ihre Betten leer und ordentlich gemacht – seltsam. Ich trat auf die Veranda, um nachzusehen, ob sie im Garten waren, aber der Garten war leer und still, bis der Hahn des Nachbarn an mir vorbeistolzerte und ohrenbetäubend krächte.

Ein luftleeres Gefühl breitete sich in mir aus, als säße ich in einem schwankenden Zug. Ich schloss die Augen, aber ich konnte den Zug nicht verlassen, ich bekam nicht genug Luft. Ich versuchte, tief ein- und auszuatmen. Geh nicht, hatte ich gesagt, aber auch: Wenn du gehst, sag mir Bescheid. Das war nicht zu viel verlangt. Mein Vater hatte die Fahrräder an der Hauswand ange-schlossen, als er meinen Brüdern gesagt hatte, dass sie nicht mehr damit fahren konnten. Ich ging um die Ecke: Die Fahrräder waren weg.

Als ich den Tee in den Garten kippte, stieg bitterer Dampf von der trockenen Erde auf. Auf der Wiese hinter der Veranda streckten die Bäume die Äste empor, die meine Brüder und ich zusammen gepflanzt und gegossen hatten, deren Früchte wir zusammen ernten

und essen wollten. Nach der Unterhaltung mit Seelan hatten meine älteren Brüder mit mir geredet, als ginge es um unsere gemeinsame Zukunft. Stimmt das nicht? Ich darf Amma nicht wecken, dachte ich; lass sie in Ruhe, tu es selbst. Mit der Teekanne, die noch warm war, ging ich zurück ins Haus. Sie hat genug Kummer, dachte ich, mehr als genug, seit sie ihren Sohn verloren hat. Geh selbst nach deinen Brüdern suchen. Und so hörte ich auf meine eigene Stimme, machte mir etwas vor, Satz für Satz, Anweisungen folgend, die halb Niranjans, halb meine waren. Schau hier nach, Sashi, schau genau hin, schau gründlich und systematisch. Ein Zimmer, das nächste, der Flur, die vordere Veranda, die hintere Veranda. Henry kam mit und schnüffelte folgsam. Wie viel Zeit war vergangen? Die Uhr tickte gnadenlos, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, lang genug, dass sie von jeder denkbaren Erledigung zurückgekommen wären. Sie waren nicht zum Markt gegangen, hatten keinen Freund oder Nachbarn besucht; sie waren nicht losgelaufen, um sich ein Buch auszuleihen oder in der Nachbarstraße Kricket zu spielen. Hast du schon einmal vergeblich nach einem geliebten Menschen gesucht oder auf ihn gewartet? Ich kehrte zurück in ihr Zimmer, suchte nach einem Zettel, einem Brief oder einem Andenken. Diese ordentlichen Betten. Ich setzte mich auf eins davon und nahm jedes Buch

von Dayalans Bücherbord und schüttelte es in der Hoffnung, dass er mir doch eine Nachricht hinterlassen hätte. Nichts in *Veedu*, nichts in *Kanal*, nichts in *Naanayam*, nichts in *Ponniyin Selvan*. Das waren die Bücher, die Dayalan aus der Jaffna Library ausgeliehen hatte, bevor sie abgebrannt war, Bücher, die er nie zurückbringen musste. Keines hatte er mitgenommen. Ich versuchte, mir Dayalan ohne Buch in der Tasche vorzustellen. Dann nahm ich das gerahmte Foto von Niranjan in die Hand, das auf ihrem kleinen, geteilten Schreibtisch stand; er sah darauf aus wie immer, als wollte er gleich etwas sagen. Ich hatte sie gebeten, mir Bescheid zu geben, wenn sie gingen. Aber vielleicht hatten sie das, aus ihrer Sicht.

„Wo sind sie?“, fragte Amma verzweifelt, als ich sie weckte und ihr zu erklären versuchte, dass Seelan und Dayalan nicht da waren.

Aran kam herein, rieb sich die Augen. „Was?“

„Seelan und Dayalan sind weg“, sagte ich.

Er sank auf Ammas Bett. „Sie sind gegangen.“ Ich fragte mich, ob er das gleiche Gefühl hatte wie ich, als hätte man mir ein Organ entfernt. Henry kam und schob seine kleine feuchte Schnauze unter meine Hand.

„Was heißt das?“, fragte Amma.

„Amma“, sagte ich. Sie hob die Hände, und ich versuchte, mich in ihre Umarmung zu schmiegen, aber in ihren Armen war kein Platz. Sie umklammerte ihre Schultern und zog den Kopf ein, als versuchte sie, eine Höhle zu bilden, in der ihre beiden – nein, drei – Söhne sie nicht verlassen hätten. Dann schaukelte sie vor und zurück, ohne eine Träne zu vergießen.

„Sie haben sich an mir vorbeigeschlichen, als ich schlief“, sagte Aran leise. Ich dachte, er würde weinen, aber sein Gesicht wurde starr und löschte die Züge des kleinen Jungen aus. „Sie haben mich einfach liegen lassen.“

„Ich habe ihnen gesagt, sie dürfen nicht gehen“, wimmerte Amma in ihre verschlungenen Arme. „Und sie haben gesagt – sie haben gesagt, sie haben gesagt –, dass sie nicht einmal daran denken zu gehen. Ich kann es einfach nicht glauben“, wiederholte sie immer wieder, bis wir merkten, dass sie es schließlich glaubte.

SPÄT AM NACHMITTAG setzte ich mich an den Schreibtisch meines Vaters, an dem ich für meine Prüfungen gelernt hatte, und schrieb ihm einen Brief, in dem ich ihm verschlüsselt mitteilte, was passiert war. Ich wagte nicht, offen zu

schreiben. Wer wusste, wer die Post las? Ich vermisste Appa; wären meine Brüder auch gegangen, wenn er hier gewesen wäre? Aber er war nicht hier, gestern Abend nicht und heute Morgen nicht, und wir würden es nie wissen. Was hätte ich anders machen sollen?, fragte ich mich immer wieder, aber die Frage war uferlos. „Versprecht mir, dass ihr sie dabehaltet“, hatte mein Vater zu uns gesagt, bevor er ging, und mit einer Hand die Hand meiner Mutter und mit der anderen meine gedrückt. Der Brief an ihn war der erste verschlüsselte Brief, den ich je schrieb. Lieber Appa, anbu Appa, lieber Appa, meine Brüder sind zu unserem Onkel in Anuradhapura gefahren und bleiben eine Weile dort. Mein Vater würde die Botschaft verstehen. Wir hatten keinen Onkel in Anuradhapura.

Als ich gerade zum Hauptbahnhof gehen wollte, um den Brief ohne Gehalt zur Nachtpost zu bringen, kam Aran herein. Neelo Aunty ist da, sagte er. Ich nahm die Brille ab, stand auf und stieß mir unwillkürlich das Kleid glatt.

Ks Tante wartete auf der vorderen Veranda. Als ich sie sah, blieb ich wie angewurzelt stehen.

„K ist fort“, sagte sie. Wie Amma war sie rot vor Aufregung, als kostete es sie all ihre Kraft, nicht in Tränen auszubrechen. Ich ging auf sie zu, doch sie hob die Hand.

„Bitte nicht“, sagte sie. Sie war nur hier, um Bescheid zu geben, sagte sie. K war am Abend zuvor wie gewöhnlich gekommen, um das Wochenende zu Hause zu verbringen, hatte sie gedacht. Aber als sie an diesem Morgen aufstand, war sein Bett unberührt, als hätte er gar nicht darin geschlafen. Er hatte eine Nachricht für sie und seinen Vater auf den Tisch gelegt. „Er hat nicht einmal die Zwischenprüfung abgewartet“, sagte sie. „Nächste Woche wäre es so weit gewesen.“ Wie der Rest seines Jahrgangs hatte K in den ersten fünf Trimestern in Medizin die Grundlagen durchgenommen: Anatomie, Physiologie und Biochemie. Doch wenn er die Zwischenprüfung nicht ablegte, wäre diese Zeit gelöscht; seine Leistungen würden an anderen Unis nicht anerkannt werden. Damit machte er seine Absichten klar: K war fort, unwiderruflich. Aber sogar er hatte seiner Familie gesagt, dass er ging und was er vorhatte, er hatte sich verabschiedet, und meine Brüder nicht. Ich war überrascht, und dann war ich noch überraschter von dem Schmerz und der Sehnsucht nach seiner Handschrift, die mich plötzlich erfüllte: seine ordentliche, feste Schrift, die ich von unseren Lernrunden in der Bibliothek von Jaffna kannte.

Ich fragte Neelo Aunty, ob K irgendwas über Dayalan und Seelan geschrieben hätte.

„Er schrieb, sie gehen zusammen, alle drei.“ Sie hob den Kopf. „Es tut mir so leid“, sagte sie, aber nicht zu mir. Hinter mir stand Amma.

„Du kannst nichts dafür“, brachte Amma heraus. „Meine Söhne treffen ihre eigenen Entscheidungen.“

„K hat sie bestimmt überredet“, sagte Neelo Aunty und wurde noch röter.

„Sie brauchten niemanden, der sie überredet, Aunty“, sagte Aran. „Ich glaube, sie hatten sich schon entschieden.“

„Was?“ Amma drehte sich um. „Hast du davon gewusst?“

„Sie haben es mir nicht erzählt, Amma“, sagte er. „Aber ich hatte so ein Gefühl.“

„Darf ich den Brief sehen?“, fragte ich. Zögernd reichte mir Neelo Aunty das Stück Papier.

K hatte auf eine Rückseite seiner Aufzeichnungen geschrieben. Auf der anderen Seite standen Fragen, mit denen er sich auf die Anatomieprüfung bei Professor Premachandran im ersten Trimester vorbereitet hatte. Er schrieb auf Tamilisch: *Liebe Neelo Maami, lieber Appa, meine Zukunft ist bei der Bewegung*. Das tamilische Wort war *Iyakkam*. *Ich werde mich mit Dayalan und Seelan anschließen. Bitte sucht nicht nach mir*.

Tränenblind gab ich ihr den Zettel zurück. Doch sie schien meine Gedanken zu erraten.

„Sie haben euch nichts hinterlassen. Behalte ihn ruhig“, sagte sie leise.

„Danke“, murmelte ich und schob den Zettel in die Tasche meines Kleids. Dann nahm ich meinen Brief an Appa aus derselben Tasche und hielt ihn Aran hin. „Thaambi, kannst du versuchen, die Nachtpost zu erreichen? Ich habe an Appa geschrieben.“

Er nahm den Umschlag und sah mich an. „Ich fahre mit dem Rad“, sagte er.

Ich nickte. Zu Fuß oder mit dem Bus würde er es nicht schaffen. Das einzige Fahrrad, das noch da war, war meins. Unsere Brüder hatten Seelans und seins mitgenommen.

„Sei vorsichtig“, sagte Amma.

Bitte sucht nicht nach mir. Ich suchte überall nach ihnen. Natürlich suchte ich nach ihnen. Nach meinen Brüdern. Und nach K.

Ganeshanathan/Zeititz: *Der brennende Garten*, Stuttgart: Tropen Verlag, 2025, S. 135–141.

V. V. GANESHANANTHAN, geboren 1980 in Hartford, ist außerordentliche Professorin für Englisch an der University of Minnesota. Ihr Roman *Der brennende Garten* wurde von der Kritik gefeiert und 2024 mit dem Women's Prize for Fiction sowie dem Carol Shields Prize ausgezeichnet. Sie co-hostet den Fiction/Non/Fiction-Podcast auf Literary Hub, der sich mit dem Schnittpunkt von Literatur und Nachrichten beschäftigt.

SOPHIE ZEITZ, geboren 1972 in Frankfurt am Main, studierte Amerikanistik, Romanistik und Philosophie in Heidelberg, Granada und München. Sie lebt als freie Übersetzerin in Berlin. Zu den von ihr übertragenen Autor*innen zählen u. a. John Green, Leslie Jamison, Douglas Stuart und Tess Gunty.

Der brennende Garten erzählt vom Bürgerkrieg in Sri Lanka in den 1980er Jahren und spannt einen Bogen bis zu seinem Ende im Jahr 2009. Die junge Tamilin Sashi wird Ärztin, während zwei ihrer Brüder und ihr Freund K in den militanten Widerstand gehen und sich den Tamil Tigers anschließen. Der Roman begleitet Sashi, ihre Familie und Freund*innen über mehrere Jahre, die von politischer Zerrüttung und Gewalt geprägt sind. Dabei entsteht eine einnehmende Prosa, die nah an den Figuren erzählt und in den Blick nimmt, welche Handlungsspielräume es in ideologischen Zeiten des Krieges geben kann. Achtzehn Jahre hat V. V. Ganeshanathan daran geschrieben. Am Ende dieses langen Wegs steht ein Roman, dem es gelingt, der historischen Komplexität gerecht zu werden und zugleich mitreißend und bewegend zu sein. Sophie Zeitz' Übertragung aus dem Englischen ist dabei so leichtfüßig, dass man beim Lesen ganz vergisst, dass es sich um eine Übersetzung handelt.

– **Paula Fürstenberg**

Das Gewicht
der anderen

Bahram
Moradi

Aus dem Farsi
von Sarah Rauchfuß

شهر پایین یکی از کلاسای جادار دبیرستان سابق مختلط سابق علم طاغوت سابق بود که توش گاهی نود نفر، گاهی هم هفتاد نفر تنگ هم روزوشبو به هم میدویختن. تو اون شهر حالا ناهارمو خورده بودم و دراز کشیده رو زمین و پس سر به دیوار از نعمت ده دقیقه وقت چرت بعد از ناهار مستفیضیده میشدم - به قول میردلک. بعدش سر ساعت دو میرنجات، که بچه‌ها صداش می‌زدن میردلک، با دهنش آرم اخبار ساعت دوی رادیو رو می‌زد و وسطاش با لهجی غلیظ مشهدی می‌خوند: «اینجیزه اینجیزه اینجیزه وعده».

دهنش و کج‌وکوله می‌کرد، مثل خمینی، دست راست شو رو سر جماعت فرضی تگون‌تگون می‌داد و تموم که می‌کرد، یکی دیگه که صداش شبیه هنرپیشه‌های کار کشته بود اخبار می‌گفت.

Die Unterstadt, so nannten sie hier das größte Klassenzimmer der ehemaligen Oberschule der ehemaligen Koedukation der ehemaligen Tyrannei, in dem manchmal siebzig, manchmal neunzig Personen dicht zusammengepfercht den Tag an die Nacht reichten und in dem ich zuerst gelandet war. Auch in der Unterstadt gabs jetzt Mittagessen. Anschließend hatte ich mich dort immer lang gemacht, an die Wand gelehnt, mir ein flottes Schlofle zu vergönn, wie Mirdalqak gesagt hätte. Gegen zwei Uhr hatte Mirnejat, den die anderen Mirdalqak - Mir, den Clown - nannten, dann die Eingangsmelodie der Vierzehn-Uhr-Nachrichten angestimmt, in seinem Maschhader Singsang: Ol-homdu li-llohi robbi l-'olomun ... Während dieser Imitation der üblicherweise vorangeschickten Koranverse hob er die rechte Hand, winkte würdevoll einer imaginierten Menge zu. Wenn er mit seinem täglichen Khomeini-Auftritt durch war, begann ein anderer, dessen Stimme an die wohlklingenden Stimmen der professionellen TV-Sprecher erinnerte, mit der Ansage der Nachrichten. Wir bitten um Aufmerksamkeit, eine Wirtschaftsnachricht aus dem Gesellschaftsressort: Der Leiter der Abteilung für Sachmittelverwaltung fordert die werten Bürger heute in einem Rundschreiben auf, die Gürtel - falls sie welche besitzen - ein Loch enger zu schnallen. Gemäß des Rundschreibens sind die Bürger dazu verpflichtet, zum Tee nur noch ein Zuckerstück zu konsumieren. Unser Reporter berichtet, dass dem Rundschreiben mit keinerlei Protesten begegnet wurde. Ende der Mittagsnachrichten. Mirdalqak krüttelte, hast doch den Gesundheitsrapport ganz

vergessen, Berodar, nicht etwa? - Die werten Bürger sind gebeten, setzte der Sprecher wieder an, wenn sie umherlaufen, doch auf die Wasserkannen für den Toilettengang zu achten und sie nach Verwendung mit Geschirrspülmittel zu reinigen. Achtung, Achtung, drei Mal, für die Reinheit, drei Mal spülen oder kein Mal! Allahu-A'iel! Der Lichtstrahl der Scharia, keiner wäscht reiner!, schärfte Mirdalqak ihnen ein.

Die Unterstadt lag abgeschieden vom Rest der Welt. Nur wenige Minuten am Tag hatte man den Eindruck, dass es außerhalb noch andere Stadtviertel gab: Beim Essen, beim Toilettengang, auf dem Weg zum Verhör. Nachdem sie einmal drei Tage lang niemanden vertikal abgeholt hatten, um ihn später horizontal zurückzubringen, erklärte Mirdalqak in den Zwanzig-Uhr-Nachrichten, unter den Experten heiße es, es habe einen Atomschlag gegeben und wir seien vermutlich-mutmaßlich-wahrscheinlich die einzigen Überlebenden und hätten es noch nicht mitbekommen. Das wurde so stehen gelassen, es waren ohnehin alle von früh bis spät in politische Diskussionen vertieft. So viel hatte ich verstanden: Als Bürger von Downtown gehörte man einer von zwei Gruppen an, den Mudschahedin oder den Linken. Die Mudschahedin hatten gerade die Oberhand. Sie waren überzeugt, dass der Weg für eine demokratische islamische Republik frei wäre, sobald ihre bewaffneten Milizen Khomeini - diesen Yazid unserer Ära - zu Fall brächten. Wann es so weit wäre? Morgen, in den nächsten Tagen, na, lass es eine Woche sein, spätestens in einem Monat. Die Linken hielten

von diesen Plänen nichts, waren untereinander aber auch uneins. Während sie den Mudschahedin vorwarfen, dass eine Revolution kaum zu machen sei, in dem man mit Gewehren herumfuchtele und sich selbst in die Luft jage, wussten sie selbst noch nicht genau, ob am Ende der Revolution nun eine demokratische Volksrepublik oder die Diktatur des Proletariats stehen sollte.

Wir Überlebende des Atomkriegs wussten uns auch anderweitig zu beschäftigen: Rätsel, Um-die-Wette-Reimen, Hütchenspiel. Aber Prinz und Prügelknabe, das war eine Nummer für sich: Nachts setzten wir uns in einen Kreis, und während wir die Tür im Blick behielten, warfen wir uns das Gewand von König, Wesir oder Dieb über. Dass man die Befehle der königlichen Hoheit ohne Wenn und Aber zu befolgen hatte, erheiterte uns. Wir wollten gern den König spielen, um den Dieb zu begnadigen, um ihm anstelle der Strafe zu befehlen, sing uns ein Lied, imitier diese oder jene Persönlichkeit, werd zum Tier, schrei wie ein Esel, belle! Es erheiterte uns, wenn der König dem Henkersknecht befahl, dem Dieb fünfzig Schläge aufs Kreuz zu verpassen!

Genau ewig und neunundzwanzig Tage waren seit meiner Festnahme vergangen. Eines Morgens, der Tag hatte begonnen wie jeder andere, wie immer hatten mindestens fünfzig der siebzig, achtzig oder neunzig Personen hier unten in ihren Schuhen und Klammotten geschlafen – man konnte ja nie wissen, wann das heldenhafte Befreiervolk die ehemalige Oberschule stürmen würde –, hatte ein Typ mit einer Kufiya um den Kopf an der Tür gestanden und gesagt, Peyman Bamshad, raus mit allem Sack und Pack. Mirdalqak baute sich vor mir auf, schlug die Hacken aneinander, die rechte Hand schräg an die Schläfe gelegt, und sagte, nochmal Dusel gehabt, Diedash, neunundzwanzig Tage, und hopp wieder raus? Ich hab schon vierzig rum und noch hat kein Ochs nach mir gejohlt. Mirdalqak war ein guter Kerl. Unter uns war er einer der Älteren und eine Nummer für sich. Er hatte seine eigenen Werte und Maßstäbe. Wenn er jemanden mit he, Kamerad! anredete, war der ihm durchaus scheißegal. Berodar, das verwendete er auf zwei verschiedene Weisen: Wenn er einen der Asdolahs bequatschte, etwas für uns zu tun, dann war klar, dass er sich mit diesem ironischen ‚Bruder‘ über den Wärter lustig machte. Wenn er so einen Neuzugang anredete, den sie übel zugerichtet hatten, dann war klar, dass er ihn noch nicht einschätzen konnte. War er mit

einem gutgestellt, rief er ihn seinen Dedash, sein Bruderherz. Aber Diedash, Brüderchen, das behielt er denen vor, die er wirklich gernhatte. Zu mir sagte er, Diedash, dich hat Gott sich vorgeknöpft, einmal am Kopf hochgezogen, dass du so lang geworden bist, mir hat er eins oben drauf gegeben, hat mich runtergeschrumpft wie n Pup. Fragte einer, he, Mirdalqak, warum haben sie dich festgenommen, hieß es: Wolloh, was soll ich sagen, Duftfläschchen hab ich verkloppt, bei dem Imam Reza seinem heiligen Mausoleum, da kam das Komitee und hat mich eingekassiert. Grünste der andere, wie, einfach so zufällig, oder was? Nicht doch, Berodar, der grobe Neid wars, wohlgefällig und originell war ich gewesen, mein Geschäft ging wie ein Glöckchen, komplottiert haben sie, die anderen Herren Bauchladenschlepper ... – Gott, Mir, musst du immer Stuss erzählen? Wie ists denn in deinen Bauchladen mit den stinkenden Duftwassern gekommen, das Blättchen der Fedajin, mh? Mirdalqak breitete die Arme aus, Ohoo, n dollen Einstein haben wir hier, he, Junge, das weißt du doch schon. Einmal kommt n Kunde, plochandert mich vollkommen zu, kauft einen Duft, hält mir den Wisch vor und meint, da, lies mal, na und ich steck mirs erstmal in den Bauchladen. Aber der Ansager mit der schönen Stimme ließ im Kulturteil der fiktiven Nachrichten stets verlautbaren, sie hätten Mirdalqak nur festgenommen, damit die Bürger der vergessenen Stadt ein bisschen was zu lachen hätten und vergessen würden, dass man sie vergessen hatte.

Ein großer Typ, breitschultrig, gut aussehend, krauses Haar, stand da und starrte und starrte mich an, Pirouz, sagte er schließlich, was machst du denn hier, Genosse? Ganz schön eingelaufen bist du, waschen sie dich hier auf neunzig Grad, oder was?, lachte er. Mahmoud Basket, Mensch!, fügte er hinzu, als er sah, wie verdattert der da vor ihm dreinschaute, Technologisches Institut, klingelts? Dann begann er zu flüstern, schon gut, ich begreif schon, ich hab denen nichts gesagt über die Aktionen an der Uni. Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Wars nun richtig gewesen, ihm zu sagen, dass ich der kleine Bruder bin, oder nicht? Komm schon, nimm mich nicht auf den Arm, sagte der Typ vor mir, der sich Mahmoud nannte und dessen eindrücklicher Adamsapfel eine feine Schnittwunde auf der vorgewölbtesten Stelle hatte. Aber er war aufmerksam genug, etwas in meinem Blick zu sehen, das

ihn veranlasste zu fragen, okay, aber ist er hier, mein guter Pirouz? Das waren die kniffligen Momente, mit denen Pirouz' kleiner Bruder nach gerade einmal neunundzwanzig Tagen im Knast zurande kommen musste, als er unbeabsichtigt begann, mit den Akteuren der Konterrevolution zu verkehren: sich blitzschnell versammeln und einander Instruktionen zuflüstern, die nicht alle, aber doch die Richtigen hören sollten, geheim halten, was geheim gehalten werden musste, womit man sich verdächtig machte, Informationen übermitteln an Unbekannte; Einfaltspinsel von einem Sekundarstufenschüler, der ich war, stocherte ich meistens im Trüben. Aber an dieser Stelle setzte ich mir selbst den Fuß auf die Brust, um mich ja nicht dumm anzustellen, und sagte, ich wisse es nicht. Der Adamsapfel geriet in Bewegung, der Hügel zitterte, die Stimme senkte sich ab, er ist auf der Flucht, richtig? Hab ichs mir doch gedacht, Kleiner, Pirouz war immer ein flinker Bursche. Ja, so ist er, mein großer Bruder, wollte ich gerade voller Stolz antworten, alles schick, mein Guter, sagte der Adamsapfel da schon, die haben dich hier zu den Linken in die Zelle gesteckt, richtig? Ich schau bei Gelegenheit mal rein. Und er klopfte Pirouz' kleinem Bruder auf die Schulter und ging. Alles an mir erschien mir plötzlich auffällig, meine Jeans fiel auf hier, das karierte cremefarbene Hemd mit der kleinen Brusttasche, die weißen Sportschuhe und jetzt auch noch mein Gesicht, alles vollkommen zerknittert und schmutzig. Einer hatte mir gleich in der dritten Nacht nach meiner Verhaftung gesagt, wenn du hier auffällst, bist du erledigt. Er selbst trug Sportschuhe von Adidas.

Moradi/Rauchfuß: *Das Gewicht der anderen,* Göttingen: Wallstein Verlag, 2025, S. 17–22.



BAHRAM MORADI, geboren 1960 in Borudscherd, begann in den 1970er Jahren als Schauspieler, Dramatiker und Regisseur am Theater zu arbeiten. Mitte der achtziger Jahre flüchtete er aus dem Iran und lebt seit 1994 in Berlin. In Deutschland begann Moradi Kurzgeschichten und Romane zu schreiben. Bisher veröffentlichte er sechs Bücher auf Persisch. 2021 erschien *Das Gewicht der anderen* im Original.

SARAH RAUCHFUß, geboren 1990 in Ottersberg, übersetzt seit 2019 zeitgenössische persische Literatur aus Afghanistan und dem Iran. Als freiberufliche Übersetzerin ist sie u.a. für das Projekt Weiter Schreiben, den DAAD sowie verschiedene Literaturinstitutionen und -festivals im deutschsprachigen Raum tätig. Mit Hussein Mohammadis *Scheherazades Erben* erschien 2022 ihre erste Romanübersetzung.

Das Gewicht der anderen entfaltet seine Kraft nicht leise. Der Text setzt an, wiederholt, verdichtet, bis jede Szene unter Spannung steht. Peyman, dreizehn Jahre alt, wird zwei Jahre nach der Iranischen Revolution zu Unrecht inhaftiert. Das Gefängnis ist hier Teil einer Ordnung, die sich gerade erst formiert – und mit Peyman gerät die Wahrnehmung selbst in Haft. Geräusche werden bedrohlich, Licht wird Zwang, Zeit verliert ihre Richtung. Moradis Sprache arbeitet dabei körperlich, sie stockt, drängt, als folge sie dem Geschehen im gleichen Atemzug. Peymans Erfahrung endet nicht mit der Entlassung, vielmehr setzt sie sich fort, verschiebt sich in Erinnerung, in Körper, in ein Leben, das nie wieder unbelastet wird. Das *Gewicht* bleibt als etwas, das sich einschreibt und nicht ablegen lässt. Die Übersetzung von Sarah Rauchfuß hält diese Spannung, den Rhythmus und die Verdichtung des Originals, ohne sie zu glätten. Einzelne Passagen können irritieren, besonders dort, wo Figuren rassistisch sprechen. Doch diese Reibungen mindern nichts. Die Wucht des Textes entsteht gerade aus seiner Unnachgiebigkeit.

– Joy Denalane

Die Aussiedlung

András
Visky

Aus dem
Ungarischen
von Timea Tankó

(Kisjézus)

357

a lágerben mi vagyunk a magyarok, de a mi anyanyelvünk nem a magyar, hanem az osztrák, osztrákul viszont nem tudunk egy árva szót sem, szégyen, mondja az elsőszülött Ferenc testvér, Apánk legalább mentette a menthetetlent és franciára meg latinra tanított minket, de életbe vágóan fontos héber és görög mondatokat is meg kellett jegyeznünk, amíg velünk volt, Anyánk viszont meg sem szólalt osztrákul

358

nekünk nincs anyanyelvünk, majd megver még minket az Isten, összegzi Ferenc testvér és fölfelé néz a plafonra, mintha ott lapulna az Isten, lehet, hogy lapul éppen valahol, de a plafonon biztosan nem, tanúsíthatom, mert én is fölnéztem Ferenc testvér földúlt tekintetét követve és nem láttam ott senkit

(JESUSKIND)

357

im Lager sind wir die Ungarn, doch nicht Ungarisch ist unsere Muttersprache, sondern Österreichisch, wir sprechen aber kein einziges Wort Österreichisch, eine Schande, sagt der erstgeborene Bruder Ferenc, unser Vater hatte noch versucht zu retten, was zu retten ist, und uns Französisch und Latein beigebracht, außerdem mussten wir uns, solange er bei uns war, überlebenswichtige hebräische und griechische Sätze merken, aber Mutter sprach mit uns kein Wort Österreichisch

358

dafür, dass wir keine Muttersprache haben, werden wir noch Gottes Strafe zu spüren bekommen, fasst Bruder Ferenc die Lage zusammen und blickt zur Decke, als würde Gott sich dort verstecken, vielleicht versteckt er sich irgendwo, aber bestimmt nicht an der Decke, das kann ich bezeugen, denn ich folge Bruder Ferenc' aufgewühltem Blick, schau ebenfalls hinauf und sehe niemanden

359

eine Mischung aus Entsetzen und Stolz treibt die Stimme des Erstgeborenen in ungewohnte Höhen, als entfalte sich in diesem Moment die Vision unserer düsteren Zukunft vor seinem geistigen Auge, vielleicht war es aber auch nur der Stimmbruch, und seine Stimme rutschte im ungünstigsten Augenblick in die peinliche Höhe, die den Mädchen vorbehalten war

360

es ist nicht klar, was ihn stolz macht, die Vorahnung unseres schmachvollen Endes, die er uns mutig ins Gesicht geschleudert hat, oder die Erkenntnis, dass wir keine Muttersprache haben, aber nein, er ist doch nicht stolz, er kämpft mit den Tränen, die spitzen Körnchen des Vorwurfs kratzen ihm in der Kehle, wir haben keine Muttersprache, daran gibt es nichts zu beschönigen

361

unser erstgeborener Bruder schafft es irgendwie immer, vor dem Weinen innezuhalten, manchmal nur auf der

Schwelle, aber er weint nicht, ihm treten die Augen hervor, und er schluckt kräftig wie die Welse der Flutgebiete, das ist also das Rezept, ich merke es mir, irgendwann kann es mir noch nutzen, wenn man kräftig schluckt, kommt man um das Weinen herum, so kann man weinen, ohne zu weinen

362

Mutter misst die vier Esslöffel frischer Asche ab, streut sie mit kreisenden Bewegungen ins dampfende Wasser, als wollte sie weissagen, meine Schwestern verlesen die Maiskörner und teilen für jedes Familienmitglied eine Festtagsration ab, die sie dann Becher für Becher in den Eisentopf schütten, wir feiern, es ist Weihnachten, wir essen süßen gekochten Mais, wenn er denn weich wird, meist muss er so lange kochen, dass wir über dem Warten einschlafen, vielleicht nimmt er jetzt aber Rücksicht auf uns und fügt sich rechtzeitig

363

auch die Österreicher können kein Österreichisch, teilt uns Mutter mit, es klingt nicht so, als würde sie Bruder Ferenc antworten, niemand kann

Österreichisch, sagt sie, die Geschichte hat das Österreichische vergessen, Mutter wundert sich, dass ihr eigener erstgeborener Sohn von dieser offensichtlichen Tatsache keine Ahnung hat, in der Monarchie, ja, da konnte man vielleicht noch Österreichisch, zumindest glaubten sie, Österreichisch zu sprechen, aber das ist lange her, eure Großmutter Reiner zum Beispiel konnte nicht nur Österreichisch sprechen, sondern auch singen und Schlittschuh laufen, Fahrrad, sogar Automobil fahren, arme, arme Großmutter, wenn man sie schon unbedingt auf einen österreichischen Namen taufen musste, hätte es doch nicht unbedingt Josefina sein müssen

364

in unserem Lager sprachen die Pilotin Nadia Russo und Herr Balotă Österreichisch miteinander, ganz gleich, ob sie gerade das Schilf schnitten oder den Kanal gruben, Erde schaufelten oder den frischen Mist aus dem Stall der glücklichen, immer fetter werdenden Schweine der Partei holten, sie unterhielten sich immer weiter, die Wörter waren von feinem österreichischem Lachen gesäumt, und wenn die Feldmarschallswitwe Maria Antonescu oder der Oberst der Leibgarde Praporgescu sich zu ihnen gesellte, wechselten sie ins Französische und setzten die vornehme Konversation fort

365

der Schnee fällt und die Stille reißt auf, der Himmel wird von lautem Heulen und gellenden Schreien gespalten, über der ersten Himmelsschicht spannt sich die zweite Himmelsschicht und über der zweiten die dritte, welcher der Apostel namens Paulus, Gamaliels vom Glauben abgefallener Schüler, einmal einen Besuch abgestattet hat, sich dann jedoch dazu entschied, unverzüglich in die Fäulnis zurückzukehren, niemand weiß, wieso, auf jeden Fall werden Wolfsgeheul und Vogelgeschrei bereits von der zweiten Himmelsschicht geschluckt, und zwar restlos, der Himmel erinnert sich nicht an die Schreie, höchstens an sternklaren Sommernächten, da kommt es vor, dass er sie zurück zur Erde schickt, aber zu dieser Zeit, bei Wintereinbruch, nimmt er alle auf und vernichtet sie spurlos

366

ein Wort taucht auf, ich höre es zum ersten Mal: Ahne, es ist ein schönes Wort, die österreichischen Ahnen, das ist noch schöner, sie sind unsere Wurzeln mütterlicherseits, sagt der

erstgeborene Bruder Ferenc, Wurzel, sagt er, Wurzel und Ahne, unsere Vorfahren aus Judenburg, sagt er, unsere Mutter sieht ihn verwundert an, sieh einer an, das hat dieser junge, jesushafte Schlaukopf bestimmt nicht von ihr gehört, denkt sie, es wird ihm wohl unser Vater verraten haben, ein Erstgeborener müsse wissen, woher er kommt, wenn sonst schon nichts in seiner Macht steht

367

unsere Mutter hatte uns Judenburg verschwiegen, warum hätte sie uns auch erzählen sollen, was die Zeit verdaut und unter die Asche zerfallener Gebäude und verbrannter Menschen gemischt hatte, wir haben keine Verwandten, sagte sie, weder hier noch jenseits der braunen Berge und erst recht nicht in Judenburg, schlägt euch das aus dem Kopf

368

besser finden wir uns mit der Wirklichkeit ab, sagt Mutter, euer Vater ist unser einziger Verwandter, ein kahlköpfiger Häftling in einem unbekanntem Gefängnis, sagt sie, so sieht es aus, von dem Ewigen wissen wir auch nicht, wo er sich aufhält, zumindest aber ist er überall anwesend, dafür ähnelt er eurem Vater und euer Vater dem Ewigen, für uns ist euer Vater überall da, nur hier ist er gerade nicht, wir sollten uns damit zufriedengeben, wir sind nicht arm, nur besitzen wir nichts, aber dieses Nichts reicht uns völlig, es ist eine Aufgabe für mehrere Leben, erklärt sie, allein schon deshalb sollten wir zusammenhalten, in diesem großen, weiten Lagernichts

369

Nényu stopft den Ofen voll, wir feiern, ausnahmsweise wirft sie sogar einige Holzscheite in den gierigen Blechbauch, der Medizinstudent Romulus hat sie uns gebracht, es wäre gut, wenn der noch im Herbst gestohlene Mais sich jetzt kochen ließe und seinen Saft, der süßer ist als Honig, herschenke, es wäre gut, wenn er weich würde und Honig aus ihm strömte, komm, lieber Gott, mach, dass er weich wird und Honig strömen lässt, wenn es einen Gott im Himmel gibt, betet Mutter stumm, ich bitte nicht darum, dass der Honig aus dem Himmel fließt, sagt sie, mir reicht auch der Mais, na los, Mais, schmore in deinem eigenen Saft, wir gehen solange zu Pătrașcu Baracke zur Lagerchristmette

370

blindweißes Weihnachten, wir laufen durch den unberührten Schnee hinter unserer Mutter her, ich stelle mir noch die Ahnen, unsere ahnenden österreichischen Wurzeln vor, wie sie sich dem grauen Himmel entgegenstrecken, sich an ihm festhalten, an dem Himmel, aus dem die Sterne als zerbrechliche und kühle Schneeflocken auf uns herabrieseln, ich spüre etwas Glückartiges in Kehle und Brust, ich weiß nicht, von wo es hervorgeschlüpft ist, den Stall zu Bethlehem muss ich mir nicht vorstellen, er sieht genauso aus wie unsere Baracke, und wenn man zum Nachthimmel über dem Lager hinaufblickt, sieht man tausende von Engeln umherfliegen, sie sind winzig und unendlich, aber stumm, doch das macht nichts, dafür werden wir in Pătrașcu heimlicher Barackenkapelle singen, wir werden unsere Stimmen ertönen lassen wie die Tiere auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel, *o, ce veste minunată, din Betleem ni s-arată, astăzi s-a născut, cel făr' de-nceput, cum au zis prorocii*

371

wir gehen die ulica der Bukowiner entlang, biegen dann nach rechts in Richtung des bordei Surdulescu, danach direkt vor Lecuța nach links und schon sind wir da, der Mais wird bestimmt weich, goldgelb und süß wird er vor uns dampfen, wenn wir zurückkommen, die Messe hat bereits begonnen, Priester Pătrașcu geht zwischen Kerzen umher und spricht vor sich hin, der Gelegenheitskantor und Medizinstudent Romulus singt ohne Unterbrechung, in dem Kerzendunkel blitzen Gesichter auf und antworten vierstimmig *Aliluuuia* und *Aaamiin*, noch nie habe ich etwas so Schönes gehört, Mutter blickt nur vor sich hin, sie singt nicht, bekreuzigt sich nicht, sagt kein Amen, sie ist ganz weit weg

Visky/Tankó: *Die Aussiedlung*, Berlin: Suhrkamp Verlag, 2025, S. 210–215.

Nur selten begegnet man Büchern, in denen Erzählung und Sprache so sehr in einer höheren Einheit aufgehen wie in András Viskys Roman *Die Aussiedlung*. Für das Schicksal seiner Familie im Rumänien der 1950er Jahre (der Vater, ein widerständiger Pastor, in langer Haft, die Mutter mit sieben Kindern in die Bărăgan-Steppe zwangsdeportiert) fand der Autor nach Jahrzehnten der Suche die vollkommene Form: das Fragment. In 822 Sätzen ohne Punkt verwandelt Visky Jahre des Zwangs und der Entbehrung „im Lagernichts“ in ein Hohelied der Liebe und Freiheit. Immer im Zentrum dabei die Bibel („unser einziges Zuhause“), aus der die Mutter täglich vorliest und deren vierfachen Schriftsinn die kindliche Fantasie um einen fünften erweitert. „Mit der Stimme der Stille steht oder fällt alles“, heißt es im 658. punktlosen Satz. In Timea Tankós pfingstwunderbar flüssiger, souverän stimmlagen-sicherer Übersetzung steht und schwingt *Die Aussiedlung* von der „knatternden Behördensprache“ bis ins „Schweigen zwischen den Herztönen“.

– HANNES LANGENDÖRFER

ANDRÁS VISKY, 1957 in Târgu Mureș geboren, ist Dramatiker und Regisseur, der in Cluj-Napoca, Rumänien lebt und arbeitet. Nach Jahrzehnten, in denen er Theaterstücke, Gedichte und Essays schrieb, veröffentlichte er 2022 seinen ersten und einzigen Roman *Die Aussiedlung*. Dieses Buch erregte großes Aufsehen in Ungarn und liegt dort mittlerweile in der fünften Auflage vor.

TIMEA TANKÓ, 1978 in Leipzig geboren, verbrachte ihre Kindheit in Ungarn und Deutschland. Sie studierte Französisch, Spanisch und Kulturwissenschaften. Seit 2003 arbeitet sie als literarische Übersetzerin aus dem Ungarischen (u.a. Adám Bodor, Andor Endre Gelléri und István Kemény) und Französischen. Für ihre Übersetzung von *Apropos Casanova* von Miklós Szentkuthy erhielt sie 2021 den Preis der Leipziger Buchmesse.

Shortlist 2026

Blutkreislauf

JULIA CIMAFIEJEVA

Aus dem Belarusischen von Tina Wünschmann
Berlin: Edition.fotoTAPETA, 2025

Oroppa

SAFAE EL KHANNOUSSI

Aus dem Niederländischen von Stefanie Ochel
München: Carl Hanser Verlag, 2026

Eddos Goldenes Lächeln

STELLA GAITANO

Aus dem Arabischen von Larissa Bender
Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2026

Der brennende Garten

V. V. GANESHANANTHAN

Aus dem Englischen von Sophie Zeitz
Stuttgart: Tropen Verlag, 2025

Das Gewicht der anderen

BAHRAM MORADI

Aus dem Farsi von Sarah Rauchfuß
Göttingen: Wallstein Verlag, 2025

Die Aussiedlung

ANDRÁS VISKY

Aus dem Ungarischen von Tímea Tankó
Berlin: Suhrkamp Verlag, 2025

Seit 2009 verleihen das Haus der Kulturen der Welt und die Stiftung Elementarteilchen den Internationalen Literaturpreis. Dotiert mit 35.000 Euro – 20.000 Euro für Autor*in, 15.000 Euro für Übersetzer*in – zeichnet er ein herausragendes Werk der internationalen Gegenwartsliteratur und seine Erstübersetzung ins Deutsche aus. Aufbauend auf dem Erbe des Preises, das Verständnis für heterogene Formen des Geschichtenerzählens zu erweitern, können seit 2023 auch deutsche Erstübersetzungen internationaler Lyrik eingereicht werden.

In einem Fest der Shortlist werden am 3. Juli 2026 alle nominierten Titel in Lesungen und Gesprächen mit den Autor*innen und Übersetzer*innen vorgestellt. Die feierliche Preisverleihung und die Bekanntgabe der diesjährigen Preisträger*innen findet am selben Abend im Haus der Kulturen der Welt statt.

Die Titel der Shortlist 2026 werden in den Wochen vor der Preisverleihung in mehreren Lesegruppen gemeinsam gelesen und diskutiert. Nähere Informationen zur Teilnahme und alle Termine unter: hkw.de/lesegruppen

V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Bonaventure Soh Bejeng Ndikung

Redaktion: Miriam Greiter, Ida Heuer,
Mariama Koller, Elfi Handina Murandu,
Mahtab Raznaroui, Zacharias Wackwitz

Abdruck der Textstellen mit freundlicher
Genehmigung der Verlage

Design: Studio Yukiko

Das Haus der Kulturen der Welt ist ein
Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des
Bundes in Berlin GmbH.

Intendant und Chefkurator:
Prof. Dr. Bonaventure Soh Bejeng Ndikung

Kaufmännische Geschäftsführerin:
Charlotte Steben

hkw.de/literaturpreis

Gefördert durch die Stiftung Elementarteilchen

Das Haus der Kulturen der Welt wird institutionell
gefördert durch Der Beauftragte der Bundes-
regierung für Kultur und Medien.